

(Nachdruck verboten.)

4]

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Nein, sie wollte ja nicht an Dline denken! Es galt, nur flüchtig zu sein — und sie beugte sich herab und gab acht, daß die Säume ganz gerade und glatt wurden, und daß die Stiche lang waren. — Ja, es sollte fein werden, wenn sie einmal Geld verdiente, viel Geld mußte es sein, und wenn sie sich das schon jetzt vornahm, so würde es wohl gehen. Dann wollten sie nicht hier wohnen bleiben. Sie würden dann in die Stadt hineinziehen, in eine bessere Wohnung mit hübschen Möbeln und ordentlichen Gardinen, keine Halbgardinen, nein! Und die Alte sollte dann eine ordentliche Küche haben und brauchte das Essen nicht mehr auf dem Ofen in der Stube zu kochen — und Eduard — der ärmste — ja, der sollte auf dem feinen Kirchhof begraben werden, und einen Marmorstein sollte er haben mit seinem Namen in vergoldeter Schrift darauf, und sie wollte eine grüne Bank neben das Grab setzen lassen, damit die Alte da sitzen konnte, wenn sie auf den Friedhof hinausging, — und sie wollte ein ganzes Jahr um ihn trauern — mit langem, schwarzen Schleier — und einem feinen, schwarzen Kleid mit feidenen Spitzen darüber, denn schwarz stand ihr so gut, sie war wirklich hübsch in Schwarz. Wenn er bloß nicht noch diesen Frühling starb — denn jetzt hatten sie ja kein Geld, um Trauerkleider zu kaufen. Aber der Frühling sollte so schlimm für alle Brustkranken sein.

Sie sah hinaus. Es wurde heller und heller. „Ja, ich glaub' wirklich, wir kriegen heut' noch Sonnenschein!“

Aber das war ja wahr, sie wollte ja fleißig und tüchtig sein, so daß sie Geld verdienen konnte! Und sie beugte sich über die Maschine.

Dann wollten sie in die Stadt ziehen, weit weg von hier — in ein Haus, wo sie wie andere Menschen angesehen wurden, wo ihr niemand Schlimmes weisagte, — wo niemand Dline kannte und die ewige Schande, wo niemand wußte, daß sie Rosalie geheißene und in der Mittellgasse gewohnt hatte — nein, sie wolle ja nicht mehr an Dline denken! Und die Maschine rasselte dahin — sie trat und zerrte weiter und weiter rasselte sie mit einem kleinen, unaufhörlichen, pridelnden, fleißigen Geräusch. Knack — knack — knack — auf einmal ging das Treten so schwer, der Faden hatte sich zu einem großen Knoten verfilzt. Endlich gelang es ihr, das Gewirre wieder auseinander zu lösen, und nun ließ sie die Maschine vorsichtiger gleiten.

Auf einmal war es ihr, als streiche ihr etwas mild und warm über die eine Wange, sie sah auf. Auf der Halbgardine zeichnete sich ein breiter, blauer, ordentlich blauer Fleck.

Ja, da war sie endlich — die Sonne! Sie war da! Der Fabrikshornstein, der ganz schwarz gewesen, war plötzlich an der einen Seite gelb.

„Nein! Weiß Gott, wir kriegen ordentlichen Sonnenschein!“

Eduard hustete und sah auf. „Ja, nu, is sie endlich durchgekommen!“ sagte er.

Die Maschine lief eine kleine Strecke von selber, aber dann stand sie plötzlich still, Albertine hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und ließ den Sonnenstrahl über ihr Gesicht und die geschlossenen Augenlider laufen.

Sonnenschein — und Frühling — und die Karl-Johann-Straße — die Karl-Johann-Straße in Sonnenschein und Frühling — sie wußte ganz genau, wie es jetzt da draußen aussah. Nein, nun mußte sie hinaus, nun mußte sie hinaus!

Die Sachen auf der Leihbank waren ihr jetzt ganz einerlei — mochten die da liegen, bis es wieder Winter wurde — die brauchte sie jetzt nicht mehr — aber — einen Frühlingsmantel, den mußte sie haben, und zwar einen, der hübsch war, daß Valeria vor Neid plakte, wenn sie ihn sah, einen, mit dem sie eines Tages im Sonnenschein, wenn die Musik spielte, nach der Karl-Johann-Straße gehen konnte.

Der, den Fräulein Möller im vorigen Jahre gehabt hatte, war hübsch — er war grünblau und aus der Brusttasche guckte ein kleines, rotes, seidenes Taschentuch heraus, und vorn herunter waren Knöpfe. Ja, der war hübsch — aber er war schon im vorigen Jahre nicht mehr ganz modern gewesen.

Diesen Frühling mußten sie ja alle goldbraun sein — nein, einen goldbraunen wollte sie nicht haben, sie wollte einen haben, der ein wenig anders war, als wie alle Welt sie trug. Fräulein Smith hatte im vorigen Jahre einen, der gar nicht übel war. Ach nein, der paßt doch nicht für mich — hellgrau — wie würd' ich damit wohl aussehen. — Laß mal sehen — ach — ja — nein — das steht nicht zu meinem Gesicht. — Wie soll er denn sein? Na, ich muß wohl nähen, wenn auch die Sonne scheint — sonst wird nichts aus dem Frühlingsmantel, ich krieg keinen grünen und auch keinen grauen!

„Heut spielen sie im Studentenrain,“ sagte Eduard.

„Es steht hier in der Zeitung.“

„Spielen sie den Kadettenmarsch?“

„Nein, was anderes,“ antwortete er mit schwacher, heiserer Stimme.

Sie sah auf. Wie deutlich das kleine, durchsichtige Gesicht jetzt dahinten zum Vorschein kam, jetzt, wo die Sonne das ganze Zimmer erhellte und mit einem goldenen Schimmer anfüllte — golden, warm und strahlend. Das Gesicht blieb aber gleich bleich und kalt — deutlich konnte sie das alles sehen — den ganzen Winter hindurch hatte sie es nicht so deutlich gesehen — selbst die blauen Adern in den Schläfen sah sie, und da, wo sie angestrengt draußen am Halse pöchten.

Ja, jetzt sah sie es — es war in diesem Winter schnell bergab gegangen mit Eduard. —

Den ganzen Tag hielt sich die Sonne am Himmel, und auch noch am nächsten Tag schien sie noch ebenso golden.

Albertine sah da und nähte Stofklitzen an und zog hinterher die Gestfüden heraus.

Ein Schatten war schnell über die Halbgardine hingehuscht, — jetzt klopfte es hastig an die Tür.

„Jossa!“

„Guten Tag! Zieh Dir schnell was über, Line, und komm mit hinaus — es ist so herrliches Wetter! Hab' ich mir mein Kleid nicht fein herausgeputzt? Und was sagst Du zu dieser Tournaire?“

Die kleine, schneidige Person mit der spitzen Stuhlnase und den großen Nasenlöchern dreht sich rund herum, eine große Hinterpartie tanzte auf und nieder.

„Komm nur und spute Dich! — Deine Sachen sind noch beim Färber? — Du kannst nicht? — Unsinn! — Ja, einige nennen das Institut „Färber“! Für wieviel hast Du es verfertigt? — Für neun Kronen? — Ja, so viel hab' ich nicht. Aber die Musik kannst Du Dir darum doch anhören! Am Ende kriegen wir auch den König zu sehen — er ist in der Stadt. — Und den himmlischen Prinz Karl — Du hast nichts anzuziehen? — Leih Dir doch was! — So sput' Dich doch — leih Dir was von Dline — ihren Regenmantel — und die Pelzmütze — denn bist Du fein. — Weißt Du, was sich die Leute erzählen? — Du wärst auf die Polizei bestellt, und nu lägst Du im Krankenhaus — und darum lieh't Du Dich nicht blicken. — So was von Dir zu sagen, die Du doch die Unschuld selber bist!“

„Ich — ich wär' auf die Polizei bestellt?“

„Ja, Du — die Du doch ganz unschuldig bist.“

„Du hast 'nen Strich! Du lägst!“

„Ich soll lügen? — Weißt Du, was sie sich soust noch erzählen? — Du lägst im Krankenhaus! Ich lüg' nie —“

„Ja, im Krankenhaus —“

Jossa hatte den Satz nicht vollendet, erschreckt sah sie sich um.

Albertines feiner Kopf war auf die Nähmaschine gesunken, die starke Hand ballte sich um die Schere, und an dem Zucken der breiten Schultern sah man, daß sie weinte.

Blötzlich richtete sie sich auf und schlug auf die Mahagonieplatte des Nähmaschinentisches.

„Das hat Valeria ausgebracht — das will ich ihr heim-“

Der entlassene Sträfling.

zahlen! — Geh ich auf die Straße, so ist es verkehrt, und geh ich nicht auf die Straße, dann ist es erst recht verkehrt — das soll sie büßen!"

"Ja — ja — ich hab' nich' gesagt, daß es von Valeria stammt — aber in der Stadt heißt es so — ich hab' nich' gesagt, daß es von Valeria stammt. — Aber nun mußt Du Dich spüten! Aber Stirnlocken mußt Du Dir machen — und eine Tournüre mußt Du zu dem Regenmantel haben. Das ist noch nicht das Schlimmste — denn haben mußt Du eine. — Was sagst Du zu meiner? — Richtige Sprungfedern — siehst Du — sie lassen sich mit einem Band zusammenziehen, — so, siehst Du? Na, was sagst Du dazu! — Spüte Dich, so spüt Dich doch! Guten Tag, Eduard, Guten Tag, Mutter Kristiansen. — Was machst Du denn jetzt, Eduard? — Willst Du mein Schatz sein? — Steht da was im "Tag"?"

"Im Krankenhaus!" Albertine hatte sich hintenüber in den Stuhl geworfen und den Kopf zurückgelehnt.

"Ja, das hätt' ich mir ja denken können! Daran ist Oline schuld!" — Sie weinte so, daß sich große Vertiefungen an ihrem Halse bildeten, und die Brust hob und senkte sich.

"Das hab' ich nu dafür, daß ich vier Wochen zu Hause gefressen und genächt hab'. Das hab' ich dafür, weil ich nie irgend was hab' mitmachen wollen — bloß damit sie nich' sagen sollten, daß ich so wär' wie Oline," — und sie weinte und weinte. —

"Haben sie nich' auch gleich gesagt, daß ich in der Mittellasse wohnte?"

"Aber Tine — wie kannst Du bloß über so was weinen?"

"Du solltest bloß wissen, was sie von mir erzählen! — Denk Dir, sie sagen, ich wär' aus dem Garten ausgewiesen, weil ich zusammen mit Smith und Helgesen Zigarren geraucht hätt', — und das sind ausgestunkene Lügen! Champagner haben wir getrunken, aber Zigarren sind nich' in meinem Mund gekommen. Eine einzige Zigarette hab' ich geraucht, und danach wurd' mir schlimm und übel. Und wir sind gegangen, als die Uhr zwölf war. Aber gerade darum mußt Du nu mitkommen — so spüt Dich doch!"

"Nein, ich danke — Olinens Regenmantel — nein, nie im Leben leih ich mir was von Oline — nie im Leben!"

Nachdem sie eine Stunde hin und her geredet hatten, stand Albertine auf, um zu Oline zu gehen — Oline wär' jetzt anständig und verheiratet, sagten sie, — sie konnte freilich nicht verstehen, wie das zugehen könne. Aber darum konnte sie sich ja doch immer den Regenmantel und die Pelzmütze leihen! Aber vielleicht war das auch verkehrt? Na, ihr war das schnuppe, jetzt erst recht!

Auf die Polizei bestellt? Und im Krankenhaus? — Ja — das wollt' sie Valeria heimzahlen, denn niemand anders als Valeria konnt' so was von ihr sagen!

"Gib mir mal eine Schere!"
Sie trat an den Spiegel.

"Nein — nein —"
Mutter Kristiansen wandte sich um, den Rocklöffel in der Hand.

"Du schneidest Dir das Stirnhaar nicht ab, Tine — hörst Du! Du weißt, daß Vater Oline geprügelt hat, als sie es getan hatt' — willst Du nu denselben Weg gehen? Zum Teufel mit Dir, Joss! Wie kannst Du Dich wohl unterstehen, herzukommen und Tine zu solchen Narrenstreichen zu verleiten?"

Flipp — Flipp — da lag das Haar.
"Herr Du meines Lebens!"

"Tine, Tine — als sich Oline erst das Haar abge schnitten hatt', da war keine Rettung mehr," rief Mutter Kristiansen, während zwei große Tränen schon in die tiefen Furchen auf die Wangen herabgerollt waren.

"Aber Alte! Sehen Sie doch mal die an, die hat auch abge schnittenes Haar — und die ist doch weiß Gott anständig!" Und Joss zeigte auf den Deldruck über der Kommode.

Mutter Kristiansen sah mit tränenerfüllten Augen zu der Kronprinzessin Viktoria hinauf, — dann schwieg sie und kehrte zu ihrem Kochtopf zurück.

"Ja, nun müssen wir ein Licht und einen Griffel haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Steht da ein Mensch, fern der Straße, einsam auf einer Wiese. Stünde er um die Zeit des Abenddämmerers hier, so lehnte sein Schatten an der stahlgrauen Lannenmauer des Waldes.

Aber es ist Nacht.
Im Forste hängt ein Sturm wie ein Fluhund auf einem Baume und heult.

Ganz hoch oben, im schiebenden Gewölbe des Himmels baumelt ein Stern.

Gleich einer Kellerlaterne wirft er sein mattes Lichtlein in den Waldschacht und entzündet die rote Steinfadel eines mächtigen Fabrikischornsteins, auf den sein weißes Gesprühe fällt und der aus dem tiefen Tale zur Höhe der Bergwiesen und Wälder ragt.

Mit singenden Augen erfasst der einame Mensch auf dem Wiesenhange das riesige Feldzeichen der Industrie.

Sein kurz vorher noch frierendes Herz glüht in heißer Freude. Nicht achtet er des Sturmes, der lagenartig auf seinen Rücken springt, nicht des schweren regenträchtigen Gewölkes, das auf ihn herabdräut.

Was kümmert ihn diese stürmische Nacht! Morgen früh wird er dort unten in der großen Zementfabrik Arbeit finden.

Von weither ist er gekommen, als er hörte, daß man hier die Leute braucht zum Steinbrechen und Brennen und nicht viel fragt nach Herkunft und Vergangenheit des Arbeitstuchenden.

Nun wird er, der entlassene Sträfling, endlich ein Ziel für sein Wandern finden, das ihm nichts eintrug als Schmach, Demütigung, Hunger und wunde Füße.

Noch einmal grüßen seine Augen die winkende Wiesenessie.

"Morgen früh!"

Dann legt er sich in den Schutz einer Scheuer zum Schlafe nieder.

Die ganze Nacht hat es geregnet.
Hier und da fällt noch ein Wassertropfen aus dem sturmzerwirren Haar einer schmalen Wolke auf die morgendliche Erde.

Der ausgewaschene Himmel flobt mit seinem unbarmherzigen erstarrten Hellblau, das der Hornhaut des mordtiefen Auges eines Wiesenfisches ähnlich ist, den zu Tale steigenden Wanderer an.

Der hat alles vergessen, was an seelischer Qual und körperlicher Not hinter ihm liegt, die mißtrauischen Blicke der Unternehmer, bei denen er um Arbeit vorsprach, das Inarrende, beschimpfende Geräusch der Schlüssel, die vor ihm Tür und Tor sperren, die heißen, brennenden Straßen am Tage, die kalten, feuchten Lagerstätten der Nächte, die Roheit der Gendarmen, der Stadt- und Dorfvorsteher und den Hunger.

Jetzt trägt sein Herz die Wärme der Hoffnung durch die kühle Landschaft und sein Blick sagt zu jedem Arbeiter, den er auf dem Wege zur Fabrik trifft:

"Kamerad, heut ist ein feiner Tag, was? Brennt keine Sonne und man verdirbt sich nit beim Schaffen. Zuhu, das wird ein gutes Arbeiten sein! Zuhu!"

Und zieht er an einem vorbei, der ein wenig kränklich aussieht oder gar schon alt und schwach ist, tröstet er ihn in der Stille:

"Brauchst keine Angst haben. Ich bin ein baumstarker Kerl, kann für drei Arbeiter, wenn es not tut, arbeiten; werd' Dir schon helfen!"

Mit allen ist er schon gut Freund, wenn auch noch keiner mit ihm ein Wort gesprochen hat und ihn höchstens voll Neugier von der Seite anblinzelt.

Nur ganz in der Tiefe seines Lebens, unter der Asche des Erinnerns glöht die Furcht, wieder abgewiesen zu werden, zurück auf die Straße geschleudert, in deren Sand und Staub das Verbrechen brüht, und wenn er zufällig einen der ihn bedrückenden, mißtrauischen Blicke faßt, glimmt der glösende Funke zu einer feurigen Lohe auf, die ihm Hirn und Herz in eine Blut des Entsetzens hüllt. Aber nur auf einen Augenblick. Die Flamme der Angst sinkt sogleich zum versteckten Fünken zusammen, das in der Nähe der Fabrik sogar aus dem Herzen des arbeitstuchenden Mannes fällt und unter dem zukunftsrohen Schritt seiner Füße verlischt.

"Bitt' schön, Herr Portier, ich komm' um Arbeit anfragen!"

"So! Na, da gehns die Stieg'n da nauf, im ersten Stock rechts. Steht es auf der Tür "Privatkomtoir". Der Herr Direktor ist grad' kommen!"

Er nimmt zwei Stufen auf einmal und klopft mit zurückgehaltenem Atem an der bezeichneten Tür — — —

"Herrrein!"
Die schweren "r" rollen über den ganzen Gang.

Die Angeln der Tür kreischen auf, sowie die Riegel der Türen im Gefangenhause kreischen — — —

Und der Mann weiß auf einmal, daß seine letzte Hoffnung auf Arbeit zusanden wird, daß es ein Unsinn ist, dem Herrn mit dem gelben Gesicht, der vor ihm an einem Schreibtisch steht, darum zu bitten. Stolpernd kommen die Worte aus seinem Mund:

"Nützt Hand, Herr Direktor — ich — ich — möcht — gern um — a Arbeit — bitten!"

"Arbeitsbuch!"

Dieses Wort, das der Direktor aus einer Wolke Tabakdampfes springen läßt, trifft den Bittenden wie eine erwaute Ohrfeige.

Geduckt, wie einer, der Prügel empfangen soll, reißt er das, in Bettungspapier eingeschlagene Arbeitsbuch in die Rauchwolke hinein. Was nun kommt, ist ihm so unerträglich klar und bewußt, wie dort draußen des Himmels wässerige Bläue.

„Ah! Sie kommen erst aus dem Zuchtthaus — zwei Jahre wegen Totschlägs. Hml Hml Ja, da muß ich bedauern, Sie nicht aufnehmen zu können. Die Rücksichten auf die Arbeiterschaft des Gewerkes verbieten“

Während der Direktor so spricht, steigt vor den starren Augen des entlassenen Sträflings ein Bild auf:

Wie seine Mutter starb.
In einem reinen, blütenweißen Spitalbett, die sorgende Pflegenomme am Kopfende stehend, zu küssen die weinenden Kinder. Und mit abgearbeiteten Händen den Frieden des Todes greifend. Voll Dankbarkeit für das Leben, das ihr immer an Arbeit genug gab, um Brot für sich und die Kinder zu erwerben.

Sein Sterben wird anders sein, irgendwo in einem schmutzigen Inquistenhospital oder auf einem Misthaufen.

Mit einem verschämten Lächeln nimmt er seine Dokumente und geht langsam ohne Gruß zur Türe hinaus und die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe beginnt er zu singen:

Ich bin da Turlhofer
Von da Sonnseit'n,
Hab zwa Gas im Stall
Und a Habernleit'n,
Hab zwa Noß burn Wagn
Und a schwarze Kuaß
Saubre Mad'ln a
Dö hab i gnuä.

Jobelnd schlenkert er an dem verdutzten Portier vorbei. Was braucht dieser Freßling zu sehen, wie armselig es in ihm ausschaut.

Wo die StraÙe ins Dorf biegt, lehnt er sich an einen Baum. Ihm ist entsetzlich zumute. Er glaubt nicht mehr weiter zu können. Der wühlende Hunger und diese wehe, zertretene Seele.

Sieh armer Häusler, der eine Kuh zum Verkauf in die Stadt treibt, sieht den Mann an dem Baume lehnen, tritt herzu und frägt mitleidig:

„Is enl vielleicht übel worn? Kommt's Loahnts enl af mi, i weif' enl ins Dörfel ein!“

Da springt ein furchtbarer graufiger Haß auf alles was da Leben heißt, in dem Herzen des entlassenen Sträflings auf. Er stößt das ericrodene Bäuerlein weit von sich:

„Trottel!“
Und läuft wie ein hasengieriger Hund über die Felder dem schwarzen Walde zu.

Alfons Pegold.

Die französische Revolution und das Koalitionsrecht.*)

Während die Revolution zunächst die wirtschaftliche Lage der meisten Arbeiterschichten bedeutend verschlechterte, blieben diesen alle politischen Rechte versagt. Der Arbeiter wurde gleich dem vermögenslosen Kleinbürger und dem Kleinbauern zum Passivbürger des neuen „freien“ Staates degradiert, der für die liberale Bourgeoisie nur als Objekt, nicht als Subjekt der Gesetzgebung und Verwaltung in Betracht kam. Wie das Wahlrecht zur Nationalversammlung wurde ihnen auch das Gemeindevahlrecht vorenthalten. Selbst die bloße passive Anteilnahme an den Urwahlen wurde ihm durch das Dekret vom 22. Dezember 1789 über die Primärwahl- und Administrationsversammlungen verwehrt und dieses Recht auf die Stimmsfähigen beschränkt. Irgendeine Art von Versammlungsrecht gab es — wenigstens gilt das für Paris — für ihn überhaupt nicht, weder zur Erörterung politischer, noch zur Beratung beruflicher Fragen, denn durch Beschluß des Pariser Gemeinderats vom 7., 8. und 31. August 1789 waren alle Versammlungen zur Diskussion öffentlicher Angelegenheiten verboten. Der Nationalgarde war der Befehl erteilt worden, jede „Zusammenrottung“ mit Waffengewalt auseinanderzutreiben: eine Verfügung, die vom Gemeinderat damit begründet wurde, daß die Revolution, die so glänzend und glücklich verlaufen sei, die Nation mit ihrem König vereinigt und den Staatsbehörden eine so solide verfassungsmäßige Grundlage gegeben habe, nicht durch Ansammlungen kompromittiert werden dürfe. Und als trotz des scharfen Vorgehens der Pariser Nationalgarde doch immer wieder Zusammenkünfte

*) Heinrich Cunows Buch über die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789/94 ist soeben im Verlag der Buchhandlung Bohnwärd in zweiter Auflage erschienen. Es führt jetzt den besser passenden Titel: Die Parteien der französischen Revolution und ihre Presse. Die instruktive Einführung in die Probleme der großen Revolution ist um mehrere Kapitel erweitert, die den Interessenkampf zwischen dem liberalen Großbürgertum, den Bauern und den Arbeitern während des ersten Jahrfünfts der Revolution darstellen. Der Abschnitt, den wir hier bieten, ist ein Teil davon.

und Aufläufe stattfanden, erließ auf Wunsch der Pariser Stadtverwaltung die Nationalversammlung ein Kriegsgeßetz, das jede Gemeinde berechnigte, nach Belieben über ihren Gemeindebezirk den Belagerungszustand zu verhängen und damit jede Versammlung, ob friedlich oder gewalttätig zu einem „Verbrechen“ zu stellen.

Besonders empfind es der intelligenter Teil der nicht durch die Krise aufs Pflaster geworfenen Gesellen und industriellen Arbeiter als Benachteiligung, daß sie nicht zur Beratung und Förderung ihrer besonderen Berufsinteressen sich zusammenschließen und fachliche Berufsvereine bilden durften. Was ihnen in der Öffentlichkeit verboten war, geschah deshalb im geheimen. Aus früherer Zeit hatten sich, obgleich sie gesetzlich aufgehoben worden waren, noch im geheimen manche Ueberreste der Gesellengenossenschaften und Gesellenbrüderschaften erhalten; diesen schlossen sie sich an. Das Jahr 1790 war jeder größeren Lohnbewegung ungünstig. Jeder Arbeiter, der Beschäftigung hatte, schätzte sich glücklich, daß er es besser getroffen hatte, als so viele Tausende seiner Berufsgenossen und ließ sich selbst Lohnermäßigung schweigend gefallen. Als aber im Frühjahr 1791 die Bautätigkeit, die seit dem Herbst 1789 brachgelegen hatte, sich in Paris wieder regte und vornehmlich die Maurer und Zimmerergesellen, zum Teil auch die Tischler, wieder Arbeit fanden, machte sich alsbald das Bestreben geltend, die alten Löhne einigermaßen den inzwischen beträchtlich gestiegenen Lebensmittelpreisen anzupassen. Schon im Februar 1791 hielten die Zimmergesellen und die Buchdrucker, die sich infolge des Aufschwungs des Zeitungswesens und des Buchhandels in einer besonders günstigen Arbeitslage befanden, im geheimen mehrere Versammlungen ab, in denen sie für die elfstündige Tagesarbeit einen Lohn von 2½ Livres forderten und darüber verhandelten, ob für den Fall, daß die Unternehmer diese Lohnforderung ablehnten, eine allgemeine Niederlegung der Arbeit erfolgen solle. Die Meister, die durch Zuträger von diesen Zusammenkünften erfahren hatten, richteten darauf eine Adresse an die Pariser Stadtverwaltung, in der sie die Unterdrückung der Gesellenverbindungen verlangten.

Der Gemeinderat beriet über den Fall und ließ durch zwei seiner Mitglieder eine Proklamation an die „ruhestörenden“ Arbeiter abfassen, die am 26. April abgefaßt und am 29. April 1791 veröffentlicht wurde. Die Arbeiter wurden darin ermahnt, nicht die Freiheit ihrer Meister zu beeinträchtigen und nicht die augenblicklich etwas günstigere Lage zur Stellung erhöhter Lohnforderungen auszunutzen. Zudem wäre es weder möglich noch gerecht, daß alle Arbeiter denselben Lohn erhalten sollten. Eine Koalition, die solchen Zweck erstrebt, verstoße gegen das eigene Interesse der Arbeiter, ganz abgesehen davon, daß sie eine Vergewaltigung des Gesetzes bedeute.

Die Arbeiter kümmerten sich um diese weiße Proklamation recht wenig; sie schickten Deputationen ins Stadthaus ab, um dort ihre Forderungen zu begründen. Und die Zimmergesellen gründeten sogar zur Vertretung ihrer Arbeitsinteressen eine Art Oberstreikleitung, die „Brüderschaftliche Vereinigung der Arbeiter des Zimmerhandwerks“, die ein aus acht Artikeln bestehendes Arbeitsreglement ausarbeitete und den Unternehmern zur Genehmigung zusandte. Die Hauptforderung darin war ein Lohn von 5 Sous (20 Pf.) pro Arbeitsstunde oder 50 Sous pro Tag.

Der Gemeinderat wurde angesichts dieser Lohnbewegung, die auch auf andere Gewerbe übergreifen drohte, äußerst ängstlich. Er setzte sich mit der Departementsverwaltung in Verbindung und überbandte dann der Nationalversammlung ein Bittgesuch, in dem er diese bat, „ihm gesetzliche Waffen zur Niederdrückung“ der Streikluft an die Hand zu geben. Die Nationalversammlung überwies das Gesuch der Verfassungskommission, die am 14. Juni 1791 durch Isaac Le Chapelier, den liberalen Abgeordneten des dritten Standes von Rennes, Bericht erstatten ließ.

Le Chapelier schilderte vor der Nationalversammlung die Auflehnung der Gesellen gegen die Unternehmer, die Art der Gesellenvereinigungen und fuhr dann fort (nach dem Sitzungsbericht des Moniteur universel):

„Der Zweck dieser Vereinigungen, die sich immer weiter über das Königreich ausdehnen und bereits miteinander in Verbindung getreten sind, besteht darin, die Unternehmer, die sogenannten Meister, zur Erhöhung der Arbeitslöhne zu zwingen, die Arbeiter und die diese in ihren Werkstätten beschäftigenden Einzelmeister daran zu hindern, zwischen sich nach Belieben gegenseitige Arbeitsverträge abzuschließen und sie dahin zu bringen, daß sie sich durch ihre Unterschrift verpflichten, sich in bezug auf die Höhe der Tageslöhne und die Arbeitsreglements den Bestimmungen zu unterwerfen, die die Arbeiterversammlungen sich aufzustellen erlaubt haben. Man scheut selbst vor der Anwendung von Gewalt nicht zurück, um die Annahme dieser Reglements zu erreichen. Man zwingt die Arbeiter, selbst wenn sie mit ihrem Lohn zufrieden sind, ihre Arbeitsstätten zu verlassen. Die Werkstätten sollen leerstehen. Und schon haben tatsächlich mehrere Werkstätten die Arbeit eingestellt, und es sind allerlei Unordnungen vorgekommen.“

Dann tadelte Chapelier die Pariser Stadtverwaltung, daß sie nicht schon früher und energischer eingegriffen hätte. Sie wäre entschieden zu nachsichtig gegenüber den ersten Versammlungen der Gesellen aufgetreten. Berufsversammlungen dürften in keinem Fall gestattet werden, da alle zünftlerischen Korporationen abgeschafft worden seien und keine besonderen Korporationsrechte mehr

in Frankreich existierten. Es gäbe nur noch Einzelinteressen der Individuen und das allgemeine Interesse, das Gesellschaftsinteresse. Ebensovienig dürften die von den Arbeitern gegründeten Unterstützungskassen geduldet werden, denn sie schüben ein Privilegium. Die Arbeiter sagten zwar, diese Klassen sollten nur dazu dienen, die Kranken und arbeitslosen Kameraden zu unterstützen; doch das sei nur ein Vorwand, denn es liege allein der Nation ob, den Gesunden Arbeit und den Kranken Unterstützung zu gewähren.

Dan heißt es weiter:

„Nehmen wir also zu dem Grundsatz zurück, daß es die Aufgabe des freien, von einem Individuum mit dem anderen geschlossenen Arbeitsvertrages ist, die Lohnhöhe des einzelnen Arbeiters zu bestimmen, und daß folglich der Arbeiter unbedingt das Uebereinkommen zu halten hat, das er mit dem eingegangenen ist, der ihn beschäftigt. Ich will hier nicht untersuchen, ob der heutige Arbeitslohn vernünftigen Ansprüchen entspricht; ich will nur belennen, daß er nach meiner Ansicht etwas höher sein müßte, als er gegenwärtig ist.“

Bei diesen Worten erhob sich im Saal Widerspruch und Gemurmel. Es poßte den meisten Abgeordneten nicht, daß Chapelier öffentlich von der Unzulänglichkeit der damaligen Arbeitslöhne sprach. Doch dieser ließ sich nicht verblüffen. Er fuhr, zu den Murrunden gewendet, fort:

„Was ich gesagt habe, ist völlig wahr; denn in einer freien Nation sollten die Löhne doch wohl hoch genug sein, daß der Lohnempfänger sich nicht in jener völligen Abhängigkeit befindet, die aus Entbehrung der allernotwendigsten Lebensunterhaltsmittel hervorgeht, und die beinahe nichts anderes ist als Sklaverei. Es ist sicher, daß die englischen Arbeiter besser bezahlt werden als die französischen. Ich sage also nochmals, ohne mich auf die Bemessung der Lohnhöhe einzulassen, daß die Lohnfestsetzung eine Sache des freien Uebereinkommens zwischen den einzelnen ist, und deshalb der Verfassungsausschuß es für notwendig gefunden hat, ihnen ein entsprechendes Dekret vorzulegen.“

Das von dem Verfassungsausschuß vorgelegte Dekret enthielt folgende Bestimmungen:

Artikel I: Da die Aufhebung aller Arten von Korporationen innerhalb desselben Berufsstandes eine der Hauptgrundlagen der französischen Verfassung bildet, so ist es verboten, solche Korporationen, unter welchem Vorwande und in welcher Form es auch sein mag, wieder einzuführen.

Artikel II: Die Bürger desselben Berufs oder Gewerbes, die Unternehmer und Ladeninhaber, die Arbeiter und Gesellen irgendeines Handwerks dürfen, wenn sie zusammenkommen, weder Vorstände, Sekretäre und Berrwaller (Syndici) ernennen, noch Register führen, Beratungen halten, Beschlüsse fassen und keine ihr vermeintliche Gemeininteresse betreffende Verordnungen erlassen.

Artikel III: Allen Verwaltungen und Gemeindebehörden wird untersagt, irgendeine im Namen eines Standes oder Gewerbes eingereichte Zuschrift oder Petition anzunehmen und irgendwelche Antwort darauf zu geben.

Artikel IV: Wenn die Bürger desselben Berufs oder derselben Kunst und desselben Gewerbes unter sich Beratungen abhalten und Verträge abschließen, die darauf hinauslaufen, daß sie die Mitarbeit in ihrem Industrie- oder Arbeitszweig gemeinschaftlich bewahren oder nur zu einem bestimmten festgesetzten Lohn arbeiten wollen, so sollen alle solchen Beratungen und Abmachungen, sie mögen beschworen sein oder nicht, für verfassungswidrig und für Verträge gegen die Freiheit und die Menschenrechte erklärt werden. Die Urheber, Mädelssführer und Anstifter aber, die zu solchen Abmachungen aufgefordert, sie abgefaßt oder bei den Beratungen den Vorsitz geführt haben, sollen auf Ansuchen des Gemeindeprofessors vor das Polizeigericht gestellt und zu einer Geldstrafe von 500 Livres sowie zum Verlust aller ihrer Aktivbürgerrechte und ihrer Berechtigung zur Teilnahme an den Urwahlversammlungen auf ein Jahr verurteilt werden.

Artikel VI: Wenn in den Beratungen und Zusammenkünften Drohungen gegen solche fremden Unternehmer, Künstler, Arbeiter oder Gesellen gefaßt werden, die Arbeit in dem betreffenden Orte annehmen oder sich mit einem niedrigeren Lohn begnügen wollen, oder wenn solche Drohungen durch angelegte Zettel und Kundschreiben verbreitet werden, so soll jeder Urheber, Anstifter und Unterzeichner solcher Akte mit einer Geldstrafe im Betrage von 1000 Livres und mit dreimonatigem Gefängnis bestraft werden.

Artikel VIII: Alle öffentlichen Ansammlungen von Künstlern, Handwerkern, Gesellen und Arbeitern, die sich gegen die freie einem jeden verfassungsmäßig zustehende Ausübung eines Gewerbes oder Arbeitszweiges, gegen die eingegangenen Arbeitsbedingungen aller Art, gegen die von der Polizei ergriffenen Maßnahmen sowie gegen die Vollziehung der in diesen Sachen ergangenen Gerichtsurteile oder endlich gegen die öffentliche Ausbietung und Zuschlagerteilung irgendwelcher Unternehmungen richten, sollen als aufrührerische Zusammenrottungen betrachtet und als solche gerichtlich behandelt werden. Die Urheber, Anführer und Ausheber solcher Zusammenrottungen, insbesondere aber jene Personen, die tätlich geworden sind oder Gewalt verübt haben, sollen nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft werden.“

Das Gesetz wurde in der von Chapelier vorgelegten Fassung mit großer Mehrheit genehmigt.

Verantw. Redakteur: Alfred Dietz, Neufölln. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Berliner Künstlerbund. (Potsdamer Str. 38; ausgenommen Montag und Donnerstag, Eintritt frei.) Es ist recht nett zu sehen, wie diese Maler, die sich anfangs nur dann zusammenfanden, weil sie den Zwang fühlten, billig verkaufen zu müssen, während weniger Jahre sich zu einer höheren Gemeinschaft vereinigten. Sie wuchsen künstlerisch zusammen; weniger was den Vortrag, als was die Qualität betrifft. So bilden sie heute eine Gruppe von Künstlern, die zwar keine Himmelsstürmer sind, noch es je sein werden, die aber sehr manerliche Bilder mit echter Naturfreude und wohlbestelltem Geschmack herzurichten vermögen. Es ist ganz behaglich, eine Stunde bei ihnen zu verweilen (vorausgesetzt, daß die Räume ein wenig besser geheizt werden). Auch diesmal sind es wieder einige Damen, die besonders genannt sein wollen. Frau Bernstein-Landsberg, beinahe so etwas wie ein weiblicher Jule, ist recht geschickt beim Ausschneiden von Stragenekden; sie läßt in deren Verwindeung irgend eine Nichtigkeit geschehen, einen Daben laufen oder eine Klosterfrau ihren Umhang vorüberrollen und schafft so Stimmungen, die nicht des Humors entbehren. Fräulein Annie Böttcher brachte aus Rothenburg Ansichten, die einen gutgepflegten Lichtsinn und eine berechtigte Neigung zur tonigen Malerei spüren lassen. Fräulein Hartig macht heitere Stillleben und weiß auch Landschaften ganz amüsiert in kleine Formate zu fassen. Fräulein Locke registriert mit französischem Akzent allerlei Szenen vom Jahrmarkt und vom Spaziergang; während Minna Lewi ein nicht unbedeutendes Talent für das Bildnis bewährt. Fräulein Ritter schließlich wagt diesen und jenen Vorstoß in die Nähe des Vogels oder anderer Jugend.

Und nun die Herren: Artur Borghardt bleibt, wenn er sich am Menichen versucht, in der Abhängigkeit von Renoir; bei der Landschaft pflegt er die lichte, bläuliche Art Brodhagens, ohne indes unselbständig zu werden. Eine recht hoffnungsvolle Begabung scheint Oskar Fehring zu sein; er zeigt ein schlafendes Mädchen, ohne Naturalismus, auf dekorative Monochromie abgestimmt. Kurt Haase hat in Bary ein Interieur gemalt, das getrost neben solche von Heinrich Hübner gestellt werden kann. Ein vielseitiger Illustrator ist Ernst Lübert; während Reinhold Pfachler durch eine verfeinerte, weithorizontige Hügelandschaft sich als ein konstruktives Talent erweist. Manfred Prager zeigt sehr gewandte und frisch hingesehene Arbeiten in Pastell, die nicht ohne Zukunft zu sein scheinen, und Julius Roienbaum malt flott, wenn auch mit Liebermann-Anklängen, das quirlende Leben der Häfen und der Kaisertragen. Von den Bildhauern will Max Esser ausgedehnt sein. Ein Schüler Gauls, beobachtet er das Tier mit plastisch interessierter Zärtlichkeit und macht daraus so etwas wie ein deutsches Japan. R. Br.

Naturwissenschaftliches.

Interessantes vom Vogelei. Im großen und ganzen haben die Eier aller Vögel ein und dieselbe Form, die bekannte Eiform mit einem stumpfen und einem spitzen Ende, die im einzelnen allerdings wieder verschiedene Abänderungen zeigen kann, je nachdem die Eier mehr kugelig, walzen- oder kegelförmig sind. Ebenso ist die Schale der Eier im allgemeinen dieselbe, sie besteht immer aus kohlenstoffreichem Kalk und ist mit mehr oder weniger zahlreichen Poren durchsetzt, damit die Luft zu dem Innern des Eis Zutritt hat. Sehr verschieden sind aber Färbung und Zeichnung der Eier; wir finden fast alle Farben in den mannigfaltigsten Anordnungen vertreten, trotzdem ist die weiße, ungefarbte Eischale doch die häufigste. Von den ungefähr 12 000 bekannten Vogelarten legen etwa 4500 einfarbige Eier, d. h. Eier ohne Zeichnung, und von diesen sind etwa 3500 Arten rein weiß. Die Zeichnungen der Eier sind nicht nur verschieden in Farbe und Form, die meist als Punkte, Flecken, Striche, Linien usw. in die Erscheinung tritt, sondern sie liegen auch in verschiedenen Schichten der Eischale, teils auf der Oberfläche, teils im Innern der Kalkschicht. So große Unterschiede wie in ihrem Aussehen haben die Eier auch in ihrer Größe. Die winzigen Kolibris Südamerikas legen die kleinsten Eier, sie haben die Größe einer kleinen Erbse und ein dementsprechendes leichtes Gewicht. Das kleinste Ei der europäischen Vögel ist das Ei des Goldhähnchens, es hat einen Längsdurchmesser von nur 12 und einen Querdurchmesser von 9 Millimetern und es wiegt nur 32 Zentigramm, wovon 4 Zentigramm auf die dünne Schale entfallen. Wir können uns das geringe Gewicht dieses winzigen Eies am besten vorstellen, wenn wir berechnen, daß erst 60 dieser Eier das volle Gewicht eines einfach frankierten Briefes erreichen. Das größte bei der europäischen Vogelwelt ist das des Höckerhähns, es ist 128 zu 70 Millimeter groß und wiegt über 400 Gramm, also beinahe ein Pfund. Das größte Ei aller gegenwärtig lebenden Vögel ist das Straußenei, es ist 160 mal 130 Millimeter groß und wiegt etwa drei Pfund. Aber dies Ei ist trotz seiner Größe noch ein Zwerg gegen die Eier der Riesenvögel, die noch vor 300 Jahren auf der Insel Madagaslar lebten. Dieser Vogel (Apyornis maximus) war ein Strauß von drei bis vier Metern Höhe, dessen Eier, von denen eine Anzahl wohl erhalten in Schlamm und Laub gefunden worden ist, rund 18 Pfund wogen.